

Warum diese Angst?

Die Passion Jesu

in Zeiten der Kirchenkrise



***Die Heilige Woche 2012 in Oftering
im Zeichen der Markuspassion***

DIE ANGST VOR DEM MACHTVLUST

(Palmsonntag)

Liebe Schwestern und Brüder,

als die sog. „Pfarrerinitiative“ Ende Juni 2011 ihren „Aufruf zum Ungehorsam“ veröffentlichte, war allen sofort klar: Hier vollzieht sich ein Tabubruch. Hier ist eine rote Linie überschritten. Doch ebenso war klar: Viele, ja die meisten Gläubige teilen die Positionen der Pfarrerinitiative. Der „Aufruf zum Ungehorsam“ ist keine Einzelmeinung einiger verwirrter Pfarrer, sondern drückt das Empfinden weiter Teile des Kirchenvolks aus. Dementsprechend war die Reaktion der Bischöfe: Erst ratloses Schweigen (Juli), dann hilfloses, Mitleid erregendes Stottern, etwa im ZIB-2-Interview von Bischof Egon Kapellari am 29.8.11 (August – September), schließlich harsche Kritik und starre Verteidigung der geltenden Kirchengesetze seit der Herbstvollversammlung der Bischofskonferenz (also seit Oktober). Dem Hirtenbrief von Bischof Kapellari am 3. Fastensonntag 2012, der diese Linie beibehält, ja vielleicht noch verschärft, schlossen sich die meisten österreichischen Bischöfe an. Kapellari ist der einzige, der überhaupt noch offen redet. Aber könnte man nicht auch anders reagieren? Muss man wirklich so unbeweglich und starr das Alte verteidigen? Ist diese Linie tatsächlich „alternativlos“, wie man das heute oft nennt?

1) Die Tempelreinigung als Tabubruch

Am heutigen Palmsonntag sind wir Zeuginnen und Zeugen eines ähnlich einschneidenden Tabubruchs: Jesus betritt das Tempelareal, sieht die Geldwechsler und Opfertierhändler und wirft voll Wut einige ihrer Tische um. Das geht nicht gegen die kleinen Bankangestellten, die das Geld wechseln, oder die namenlosen Menschen, die ihre Tiere zur Opferung verkaufen. Das geht gegen ein System von Macht und Geld, das Jesus völlig zuwider ist: Der Umtausch des außerhalb des Tempels geltenden römischen Geldes in Tempelgeld, eine Währung, über die allein die Hohenpriester verfügten, ermöglichte es den Hohenpriestern, den Umtauschkurs ganz nach ihrem Belieben festzusetzen. Und da Opfertiere nur im geschlossenen Areal des Tempels gekauft werden konnten, war auch hier eine Monopolsituation gegeben, die zum Festsetzen von schamlos hohen Preisen geradezu aufforderte.

Jesu Tempelreinigung ist also ein „Aufruf zum Ungehorsam“ gegen die Macht der Hohenpriester. Mit seiner symbolischen Aktion widersetzt er sich vor aller Augen den religiösen Autoritäten seiner Zeit und zweifelt das Machtmonopol der Tempelhierarchie an. Er will den status quo nicht länger ertragen, sondern spürt, dass es Zeit ist, Zeichen zu setzen. Natürlich hat er nicht die Macht,

die Spielregeln seiner Religion umzustoßen. Doch kommentarlos hinnehmen will er sie auch nicht länger.

2) Die Angst der Hohenpriester

Es ist interessant zu lesen, was uns der Evangelist Markus über die Reaktion der Angegriffenen berichtet: „Die Hohenpriester und die Schriftgelehrten hörten davon und suchten nach einer Möglichkeit, ihn umzubringen. Denn sie fürchteten ihn, weil alle Leute von seiner Lehre sehr beeindruckt waren.“ (Mk 11,18) Als einzige Antwort auf den Tabubruch fällt den Mächtigen also die Beseitigung des Tabubrechers ein. Die scheint ihnen „alternativlos“ – jedenfalls wird von keiner anderen Überlegung erzählt. Eine erbärmliche Reaktion, wie Markus zweifelsohne meint. Doch er macht uns auch deutlich, wo er deren tiefere Ursache lokalisiert: In der Angst der Mächtigen vor dem Volk.

Auf den ersten Blick scheint es ja einfach dumm, sich vor diesem Wanderprediger Jesus von Nazaret zu fürchten: Die Männer an den Schalthebeln der Macht vor dem kleinen Provinzler; die hoch studierten Schriftgelehrten vor dem unbedeutenden Rabbi; die reichen Priester vor dem bettelnden Wanderprediger und seiner Gruppe lächerlicher Fischer, Handwerker, Tagelöhner, Zöllner und Dirnen; die Herren des riesigen Tempelplatzes, des damals größten Platzes der Welt, vor einer unscheinbaren Symbolhandlung ganz am Rande dieses Platzes. – Aus dieser Perspektive gibt es wahrlich keinen Grund zur Angst.

Doch die Hohenpriester ahnen, dass es so einfach nicht ist. Sie spüren, dass ein Großteil des Volkes hinter Jesus steht und dass die kleine Handlung am Palmsonntag leicht zu einem Flächenbrand anwachsen kann. Die Stimmung im Volk ist explosiv – da könnte die Loyalität mit der Führung schnell umkippen.

3) Die Angst der Kirchenleitung heute

Liebe Schwestern und Brüder, angesichts des „Aufrufs zum Ungehorsam“ der Pfarrerinitiative treibt auch mich die Sorge um die Einheit der Kirche um. Zur Zeit Jesu kam es am Ende ja zu einer Religionsspaltung: Das Christentum hat sich vom Judentum gelöst. Leicht kann auch heute am Ende eine Kirchenspaltung stehen. Aber damals wie heute haben die Führungsfiguren nicht nur Sorge um eine Spaltung. Sie haben auch Angst vor einem Identitätsverlust der Religion in der unüberschaubaren Pluralität ihrer Welt. Und sie haben Angst vor dem Verlust von Macht und Einfluss der Kirche in der Gesellschaft ihrer Zeit.

Solche Angst lähmt. Sie versetzt die handelnden Personen in eine Schreckstarre wie das Kaninchen vor der Schlange. Doch das Evangelium der Tempelreinigung sagt uns: Einheit ist nicht zu

wahren durch starres Festhalten an überlieferten Normen – genau daran wird sie im Gegenteil zerbrechen. Identität ist nicht zu wahren durch die beharrliche Weigerung, sich der Welt auch nur minimal anzunähern – genau dadurch verkehrt sie sich in ein Zerrbild. Autorität ist nicht zu gewinnen durch das ständige Pochen darauf – das entwertet sie vielmehr restlos.

Doch es gibt eine Alternative zur Ausgrenzung von Tabubrechern: Das Ringen um Kompromisse. Das aber erfordert den Mut der Führungspersonen. Denn sie müssen etwas aufgeben, das seit Generationen selbstverständlich schien. Jesus hat die Mächtigen seiner Zeit ermutigt, Vertrautes loszulassen – im Vertrauen auf einen Gott, der uns auf neue Wege führt.

DIE ANGST VOR DER HINGABE **(Gründonnerstag)**

Liebe Schwestern und Brüder,

„Die Kirche taucht ganz ein in die Hinwendung des Erlösers zu den Menschen... Die Kirche muss sich immer wieder neu den Sorgen der Welt öffnen und sich ihnen ausliefern,...“¹ Das sind starke Worte, die Papst Benedikt XVI. am Sonntag, dem 25.9.2011, im Konzerthaus von Freiburg bei einer Begegnung mit in Kirche und Gesellschaft engagierten KatholikInnen sprach. Sich den Sorgen und Nöten der Welt ausliefern – damit riskiert man viel. Dafür muss man bereit sein, (Lebens-) Zeit und Energie zu opfern, ohne der Anerkennung und Dankbarkeit der Öffentlichkeit sicher sein zu können; nicht auf Macht und Ruhm zu schielen, sondern an der Ohnmacht und Marginalisierung der Benachteiligten teilzunehmen.

Verständlich, dass nicht alle haupt- und ehrenamtlichen KirchenvertreterInnen zu einem solchen Verzicht auf Macht und Privilegien bereit sind. In diesem Sinne warnt der Papst vor „eine[r] gegenläufige[n] Tendenz, dass nämlich die Kirche sich in dieser Welt einrichtet, selbstgenügsam wird und sich den Maßstäben der Welt angleicht. Sie gibt Organisation und Institutionalisierung größeres Gewicht als ihrer Berufung zur Offenheit.“

1) Die Angst der Jünger

Genau diese Tendenz erfasst die Kirche ganz offenkundig von ihren ersten Anfängen an. Als Jesus seinen Jüngern die Füße waschen will, ist Petrus der erste, der sich vehement dagegen verwehrt. Er versteht sofort: Wenn er sich von Jesus die Füße waschen lässt, muss auch er anderen Menschen diesen Sklavendienst leisten. Und das will er partout nicht. An der Autorität und am Ansehen Jesu nimmt er gerne teil. Im Glanz seiner unübertrefflichen Beliebtheitswerte sonnt er sich gerne. Und der Ehrentitel „Petrus“ – „Fels“ schmeichelte ihm ungemein. Aber Sklavendienst leisten? Sich „den Sorgen der Welt ausliefern“? Nein, das will er absolut nicht.

Wie Petrus dürfte es damals den meisten Jüngern gegangen sein. Sie melden sich nicht zu Wort, weil sie sich in seinem Protest wiedererkennen. Sie bleiben still, weil er in seiner Weigerung schon alles gesagt hat. Ihr Schweigen ist eine klare Zustimmung und Solidarisierung mit ihrem Wortfüh-

¹ Ansprache von Papst Benedikt im Konzerthaus Freiburg am Sonntag, 25.9.11 bei einer Begegnung mit in Kirche und Gesellschaft engagierten KatholikInnen, in:
www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/speeches/2011/september/documents/hf_ben-xvi_spe_20110925_catholics-freiburg_ge.html (Stand: 1.4.12).

rer. Jesus spürt das. Und so setzt er die schärfste Waffe ein, die ihm zur Verfügung steht: Er droht Petrus mit der Exkommunikation, mit der Aufkündigung der Gemeinschaft: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir.“ (Joh 13,8) So rüttelt Jesus seinen ersten Apostel auf und weckt in ihm eine noch größere Angst als die, die schon in ihm steckt: Die Angst, Jesu Freundschaft zu verlieren. Diese Angst ist für Petrus wie eine kalte Dusche und weckt ihn aus seiner Selbstzufriedenheit auf: „Herr, dann nicht nur meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt.“ (Joh 13,9) Wenn das so ist, dann lieber mit Jesus „sich den Sorgen der Welt ausliefern“ – als ohne Jesus Ansehen und Macht zu erlangen.

2) Die Angst Jesu

Während Petrus und die anderen Jünger bereits davor Angst haben, anderen Menschen wie Sklaven zu dienen, packt Jesus die Angst erst in dem Moment, als ein weit radikalere Hingabe gefordert ist: Die Hingabe des eigenen Lebens. Als er am Ölberg zurückgezogen betet, betonen die ersten drei Evangelien, „da ergriff ihn Furcht und Angst.“ (Mk 14,33 parr) Dass es alles andere als eine Selbstverständlichkeit darstellt, so unverblümt und furchtlos die Angst des Meisters zu bekennen, wird einerseits darin deutlich, dass Johannes als vierter Evangelist auch nur den geringsten Eindruck vermeiden will, der Meister habe in Getsemani Angst gehabt, und manifestiert sich andererseits in einer mehrere Jahrhunderte währenden Debatte der frühen Kirche, ob der Bericht von der Angst Jesu ernst gemeint sein könne.

Ich jedenfalls finde es sehr tröstlich, dass nicht nur die Jünger jene sind, die vor der radikalen Hingabe zurückschrecken, sondern auch Jesus von Nazaret. Die synoptischen Evangelien machen Petrus keine Vorwürfe, als er sich weigert, sich „den Sorgen der Welt auszuliefern“, sondern erzählen vielmehr mit großer Weitherzigkeit, dass Jesus selber Angst hat vor der Ganzhingabe seines Lebens. Sie erzählen aber auch, dass er im Ringen des Gebets Kraft findet, den Weg solcher Ganzhingabe zu gehen.

3) Unsere Angst als ChristInnen heute

Liebe Schwestern und Brüder, Papst Benedikt hat vollkommen recht, wenn er uns mahnt, unsere Angst vor der Hingabe an die Sorgen der Menschen zu überwinden. Die Angst, mit anderen Religionen geschwisterlich und in Eintracht zusammenzuleben; die Angst, sich mit säkularen Organisationen zu verbünden, wo diese sich für ähnliche Ziele einsetzen wie das Evangelium; die Angst, sich vorbehaltlos in den Dienst von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu stellen – ohne zu fragen, ob das der Kirche neue Gläubige bringt.

Immer wieder gibt es ChristInnen, die behaupten, die selbstlose Diakonie, die auch auf die niederschwelligste Form der Missionierung verzichtet, sei nicht das „Kerngeschäft“ der Kirche. Dieses sei vielmehr die Sakramentenspendung an die Gläubigen. Das ist so, als würde man sagen: Die Fußwaschung ist nicht Kerngeschäft der Kirche, sondern nur das Abendmahl. Dabei gehören beide untrennbar zusammen. Das hat das II. Vatikanische Konzil, das vor 50 Jahren begann, unmissverständlich klar gemacht: „Die Welt“ ist nicht Gegnerin der Kirche, sondern Adressatin ihres Dienstes. Jede Angst und Sorge der Menschen soll die Sorge der JüngerInnen Jesu sein. Und jede Hoffnung und jede Freude eines Menschen soll die Hoffnung und Freude der JüngerInnen Jesu sein (Gaudium et Spes 1). Dabei brauchen wir keine Sorge haben, dass die Kirche ihre Identität verliert, wenn sie nicht ständig neue Mitglieder gewinnt. Sie tut ihren Dienst – und das genügt.

Die Rede des Papstes in Freiburg hat erhebliche Irritationen ausgelöst. Weniger wegen ihres Inhalts. Mehr weil es schien, als wolle er gerade der Caritas, die in Freiburg ihren nationalen Hauptsitz hat, vorwerfen, sie habe zu wenig Hingabebereitschaft an die Sorgen der Welt und hänge zu sehr an ihren deutschen Privilegien. Kein Wort der Anerkennung und des Lobes: Nicht für die Caritas-Mitarbeiterin, die auf der Palliativstation Sterbende liebevoll pflegt; nicht für den Misereor-Mitarbeiter, der in den ärmsten Ländern der Erde mit den Armen daran arbeitet, eine zukunftsfähige Lebensgrundlage zu schaffen; nicht für die Pax-Christi-Friedensarbeiterin, die an den Konfliktherden der Welt verfeindete Menschen zusammenführt; und auch nicht für die kirchlichen Umweltinitiativen, die sich gemeinsam mit weltlichen Organisationen aufopferungsvoll für den Erhalt wertvoller Ökosysteme einsetzen. Es gibt sie doch – die Getauften, die sich „den Sorgen der Welt ausliefern“! Und sie tun es mit bewundernswertem Einsatz!

Und noch etwas hat Benedikt XVI. vergessen zu sagen: Dass die Abkehr von einer falschen Verweltlichung, von Machtansprüchen und der Selbstbeschäftigung mit der eigenen Organisation seit dem Gründonnerstag immer neu bei derselben Instanz beginnen muss: Bei Petrus – dem ersten aller ChristInnen.

DIE ANGST VOR DEM STERBEN

(Karfreitag)

Liebe Schwestern und Brüder,

wo immer ich in den letzten Jahren Vorträge über Sterbehilfe oder Sterbekunst gehalten habe, zeigt sich dasselbe Bild: Es kommen ungeheuer viele Menschen – weit mehr als bei den meisten anderen Vortragsthemen, die ich anbiete. Aber es sind zu 90% Frauen. Das gleiche Bild zeigt sich, wenn man die Mitglieder der Hospizvereine betrachtet – auch sie sind zum allergrößten Teil weiblich. Es scheint, als würden sich die (meisten) Männer schnell aus dem Staube machen, sobald es irgendwie nach Sterben riecht. Das schmeckt ihnen nicht – darum machen sie einen großen Bogen. Ist die mutige Konfrontation mit dem Sterben weiblich? Beschäftigen sich Frauen offener und vorbehaltloser mit dem Sterben?

1) Die Männer lassen den sterbenden Jesus allein

Die Evangelien und ihre Erzählungen vom Leiden und Sterben Jesu scheinen diese Überlegung nahezulegen. Im Moment der Verhaftung jedenfalls lassen die Männerfreunde Jesus allesamt im Stich. Markus schreibt: „Da verließen ihn alle und flohen. Ein junger Mann aber, der nur mit einem leinenen Tuch bekleidet war, wollte ihm nachgehen. Da packten sie ihn; er aber ließ das Tuch fallen und lief nackt davon.“ (Mk 14,50-52) Wohlgemerkt: Alle! Genauer: Alle Apostel – denn nur die Zwölf gehen nach Markus mit Jesus zum Ölberg hinaus (Mk 14,17.26). Der einzige, der zunächst den Versuch macht, Jesus nachzufolgen, ist ein Unbekannter, von dem wir nicht einmal wissen, wie er zur Verhaftung Jesu dazukam – und auch der ist schnell abgeschreckt, als ihn die Wachen ergreifen wollen.

Einer jedoch fasst wieder Mut, nachdem die Soldaten mit Jesus verschwunden sind. Er geht in den Hof des Hohepriesterlichen Palastes, um Jesus nahe zu sein (Mk 14,66-72). Doch kaum ist sein Mut zurückgewonnen, verlässt er ihn schon wieder. Dreimal verleugnet er Jesus und weint anschließend bitterlich, weil er nicht einmal vor den Dienern und Mägden den Mumm hatte, sich zu Jesus zu bekennen.

Die Frauen aber bleiben treu. Obwohl sie nach Markus gar nicht beim Letzten Abendmahl und am Ölberg dabei waren, sind ausgerechnet sie es, die bei der Kreuzigung als einzige anwesend sind. Markus erzählt: „Auch einige Frauen sahen von weitem zu, darunter Maria aus Magdala, Maria, die Mutter von Jakobus dem Kleinen und Joses, sowie Salome; sie waren Jesus schon in Galiläa nachgefolgt und hatten ihm gedient. Noch viele andere Frauen waren dabei, die mit ihm nach Jerusalem

hinaufgezogen waren.“ (Mk 15,40f) Die Frauen bleiben. Sie halten dem Schmerz und der Trostlosigkeit des Sterbens stand. Sie geben dem sterbenden Jesus Beistand – auch wenn er sie womöglich gar nicht mehr bewusst wahrnimmt.

2) Auch Jesus ist verzweifelt – und hält doch stand

Ob Jesus selber am Kreuz Angst vor dem Sterben hat? Wir wissen es nicht. Aber zumindest ist er tief verzweifelt. In der Stunde seines Sterbens schreit er die ganze Verzweiflung mit letzter Kraft aus sich heraus: „Eloï, Eloï, lema sabachtani?, das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34.37) Und er stirbt mit einem markenschüttenden Schrei, in dem sich sein ganzer Schmerz, seine volle Verzweiflung, seine tiefe Verlassenheit ausdrücken.

Aber anders als die Apostel hält Jesus stand. Er weicht dem Sterben nicht aus, obwohl er es seit Tagen kommen sieht. Er geht nicht weg aus Jerusalem, obwohl er ahnt, dass die Hohenpriester ihm nachstellen. Er zieht sich nicht feige zurück oder widerruft, was er getan hat, nur um seine Haut zu retten. Nein, bewusst und mutig geht er dem eigenen Sterben entgegen. Überlegt und mit großer Hingabe gestaltet er die letzten Schritte seines Lebenswegs und die Rituale des Abschieds von den Seinen. Was Jesus in den letzten Lebenstagen tut, ist große Sterbekunst.

3) Die Angst der Kirche zu sterben

Liebe Schwestern und Brüder, am Palmsonntag habe ich mein Verständnis für die Pfarrerinitiative zum Ausdruck gebracht. Aber eines möchte ich nicht übersehen: Auch die Pfarrerinitiative (und mit ihr ein Großteil des Kirchenvolks!) hat mächtig Angst vor dem Sterben. Vor dem Sterben jener Sozialform der Kirche, die in den letzten fünf Jahrhunderten deren Grundstruktur bildete: Die Pfarre. Die liegt im Sterben – zumindest im städtischen Raum. Der Kirchenbesuch nimmt permanent weiter ab, die Zahl der Ehrenamtlichen sinkt, das Gemeindeleben wird dünner und dünner. Auf der anderen Seite besuchen immer mehr Menschen nicht den Sonntagsgottesdienst ihrer eigenen Pfarre, sondern gehen in eine andere Kirche. Weil ihnen dort die Musik feierlicher scheint; weil die Predigt besser ist; weil die Gottesdienstzeit günstiger oder die Kirchenheizung wärmer ist. Die Zugehörigkeit zur eigenen Pfarre spielt für die meisten StadtbewohnerInnen kaum noch eine Rolle – oft wissen sie gar nicht, zu welcher Pfarre sie gehören. Demzufolge bitten sie zunehmend nicht mehr den eigenen Pfarrer um die Taufe ihrer Kinder oder das Begräbnis ihrer Verstorbenen, sondern einen Pfarrer, den sie aus Kindertagen noch irgendwie in guter Erinnerung haben.

Mindestens in den Ballungsräumen liegen die Pfarren im Sterben. Und doch wehren sich die Verantwortlichen mit Händen und Füßen, sie sterben zu lassen. Neue Wege werden blockiert, weil die Pfarrer und Pfarrgemeinderäte oft nicht bereit sind, in einer übergreifenden Citypastoral oder

Seelsorgeraumpastoral alternative Wege zu suchen. Wege, die der Anonymität moderner Menschen Rechnung tragen. Wege, die keine lebenslange Bindung an eine Aufgabe oder ein Ehrenamt verlangen. Wege, die den modernen Menschen dort abholen, wo er steht, und nicht warten, dass er in die Pfarre, wörtlich übersetzt in den „Pferch“ kommt. Wege, den Pilger durch die Häuserschluchten der Stadt zu begleiten und ihm unterwegs von Gott zu erzählen. Die Lange Nacht der Kirchen, die kein Pfarrangebot ist und sich seit Jahren größter Beliebtheit erfreut, lässt ahnen, wie eine solche neue Seelsorge aussehen könnte.

Auch die Pfarrerinitiative und die, die mit ihr sympathisieren, haben Angst vor dem Sterben. Doch ohne Sterben kein neues Leben. So manchmal frage ich mich, ob vielleicht auch die Pfarrerinitiative zu männlich denkt und dem Sterben ausweichen möchte wie die Männer aus dem Umkreis Jesu. Pfarrer sind eben (bisher) Männer. Der Karfreitag aber mahnt uns: Das Sterben gehört zum Leben dazu – ja es allein ermöglicht neues Leben. Individuell für jeden Einzelnen und kollektiv für die Kirche als ganze. Und so wünsche ich allen Verantwortlichen in den Pfarren Mut, sich unter das Kreuz zu stellen. Denn da gehören wir hin.

DIE ANGST VOR DEM NEUEN **(Ostersonntag)**

Liebe Schwestern und Brüder,

in seinem provokanten Gedicht „Osterabend“ hinterfragt Lothar Zenetti die merkwürdige Angst, die am Ostertag über allen OsterzeugInnen liegt:

Warum diese Angst
und diese verschlossenen Türen
noch fester verschlossen
und abermals Riegel und Gitter davor
und abgesichert die Fenster nach draußen?

Drinnen Personenkontrolle:
was denkst, was glaubst, was bekennst du?
Es könnte ja immerhin sein,
dass ein Thomas unter uns ist,
der da zweifelt am Ostergeschehen
und rüttelt, was weiß ich,
dazu noch am heiligen Stuhl
und der Stellung der Frau in der Kirche
und wagt womöglich am Ende,
die Vertikale des Glaubens
aufzulösen in Mitmenschlichkeit.

Warum diese Angst,
als wäre noch immer nicht Ostern?
Beurlaubt endlich die Wächter am Grabe,
tut auf die verschlossenen Türen,
denn Jesus ist siegreich erstanden!

Was seid ihr so furchtsam, lacht er uns an:
Seht doch, ich lebe, ihr zitternden Zeugen,
singt halleluja!

1) Die Angst ist am Ostertag allüberall

Es ist schon erstaunlich: Nichts betonen die Osterevangelien so sehr wie die Angst derer, die das leere Grab besuchen oder dem Auferstandenen begegnen dürfen – Männer wie Frauen: Markus erzählt es von den Frauen am Grab: „Da verließen sie das Grab und flohen; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemand etwas davon; denn sie fürchteten sich.“ (Mk 16,8) Lähmende Stille tritt ein – selbst die Frauen sind nun vor Entsetzen und Angst verstummt. Matthäus mildert das freundlich ab, wenn er schreibt: „Sogleich verließen sie das Grab und eilten voll Furcht und großer Freude zu seinen Jüngern, um ihnen die Botschaft zu verkünden.“ (Mt 28,8) Da mischt sich angeblich schon Freude in die Furcht, und erzählen können die Frauen das Unbegreifliche auch sofort. Man spürt förmlich, wie Matthäus den Schrecken des Osterereignisses abfendern möchte.

Doch so einfach lässt sich die Angst nicht wegdiskutieren. Auch die anderen beiden Evangelisten berichten klar und deutlich davon. Sie erzählen vor allem von Erscheinungen am Abend des Ostertags, als die Jünger sich versammelt haben. Als Jesus erscheint, schreibt Lukas, „erschraken sie und hatten große Angst, denn sie meinten, einen Geist zu sehen.“ (Lk 24,37). Johannes deutet die Angst eher als eine Angst vor den Juden, nicht vor dem Auferstandenen: „Am Abend dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch!“ (Joh 20,19) – So paradox es scheinen mag: Nie sprechen die Evangelien so häufig und so eindringlich von der Angst der Menschen wie am Ostertag!

2) „Fürchtet euch nicht!“

Dem entspricht die Anrede der Engel bzw. Jesu selbst im Markus- und Matthäusevangelium: „Fürchtet euch nicht!“ (Mk 16,5; Mt 28,5.10) Die Menschen brauchen die Ermutigung des Himmels, um ihre Angst zu überwinden. Zu neu, zu unerhört, zu gewaltig ist das, was sie an Ostern erfahren. Ohne die Hilfe von oben können sie es nicht ertragen. Es ist wahrhaft „tremendum et fascinosum“, zittern machend und faszinierend, was ihnen da im Herzen aufleuchtet. Faszinierend, so dass sie diese Erfahrung nicht loslassen können. Aber auch zittern machend, Angst machend, weil es eine so große, so überwältigende Erfahrung ist.

„Fürchtet euch nicht!“ sagt ihnen der Auferstandene zu. Habt keine Angst vor dem Sterben, aber auch keine Angst vor dem Leben! Keine Angst vor dem Alten, das vergeht, aber auch keine Angst vor dem Neuen, das kommt! Fürchtet euch nicht!

3) Warum diese Angst?

Liebe Schwestern und Brüder, die gegenwärtige Kirche scheint mir nicht ganz unähnlich den JüngerInnen am Ostertag. Sie ahnt schon, dass sich Vieles radikal erneuern muss. Sie spürt schon, dass neue, lebendige Initiativen mit Macht hervorbrechen. Und doch ergreift sie Furcht und Zittern, wenn sie daran denkt. Sie kontrolliert die zweifelnden Thomasse unserer Zeit – ob durch die Glau-benskongregation ganz oben oder durch kath.net ganz unten. Sie weist die in die Schranken, die „rütteln am Heiligen Stuhl und der untergeordneten Stellung der Frau in der Kirche“ oder auch am Standardmodell der Pfarre, das uns 500 Jahre lang treu gedient hat. Und sie merkt nicht, dass sie auf diese Weise eher den Grabschwächtern gleicht als dem auferstandenen Christus, der die ver-schlossenen Türen öffnet.

Wir sind in dieser Heiligen Woche unseren Ängsten auf der Spur gewesen: Der Angst vor dem Verlust von Einfluss und Macht der Kirche. Der Angst, sich in der Hingabe an die Welt zu verlie-ren. Der Angst vor dem Sterben kirchlicher Sozialformen, die uns lieb und vertraut und doch nicht mehr lebensfähig sind. Und der Angst vor dem neuen Leben, das auf uns wartet und das uns der Auferstandene versprochen hat. Ich wünsche uns, dass wir dem Auferstandenen in jeder Hinsicht trauen und sein Lachen, von dem Lothar Zenetti spricht, als befreiend erfahren. Denn:

„Was seid ihr so furchtsam, lacht er uns an:
Seht doch, ich lebe, ihr zitternden Zeugen,
singt halleluja!“

Titelbild: Matthias Grünewald (um 1475 Aschaffenburg – um 1530 Halle/ Saale), Isenheimer Altar, 1512-16